

# Einer der genialen Brüder

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421221>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

## **Einer der genialen Brüder**

Der Sprachforscher Wilhelm von Humboldt

In den Jahren 1767 und 1769 wurden der altpreußischen Adelsfamilie von Humboldt zwei Söhne geboren, die mit den Privilegien dieses Standes das Beste aus sich herausholten in einem einander ebenbürtigen genialen Lebenswerk, der eine auf naturwissenschaftlichem, der andere auf geisteswissenschaftlichem Gebiete: das waren die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt.

Der ältere dieser beiden Brüder, Wilhelm von Humboldt, wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren; damals lebte Friedrich der Große noch, auch in Potsdam; er starb am 8. August 1835 auf Schloß Tegel, dem Familiensitz der Humboldt, der heute innerhalb des Stadtkreises gleichen Namens liegt. Er trat zunächst in den diplomatischen Dienst, quittierte diesen aber bald wieder, um, wie er selber angab, seine innere Entwicklung zu fördern und um sich den Familienaufgaben zu widmen; denn die Familie von Humboldt besaß große Ländereien. Die zweite Aufgabe wäre weiter nicht erheblich gewesen, aber er löste sie mit einer solchen Geisteskraft, die ihn zu einem der ersten Männer der an großen Menschen nicht armen Jahrhundertwende von 1800 machte: Mit seinem Werk „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ schuf er die Grundlage des politischen Liberalismus, der in weiten Teilen des 19. Jahrhunderts führend werden sollte, besonders auch in der Schweiz. Mit den Werken „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“, „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers“ und „Briefe an eine Freundin“ wurde er einer der wichtigsten Vertreter des Weimarer Klassizismus, der großen Zeit des deutschen Geistes.

Zu einem der wichtigsten Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft wurde Wilhelm von Humboldt aber mit der Schrift „Über die unter dem Namen Bhagavad Gita bekannte

Episode des Maha Bhárata“, die am 30. Juni 1825 und am 15. Juni 1826 vor der Versammlung der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin von ihm vorgelesen wurde. Mit diesem Werk hat Wilhelm von Humboldt die Sanskritforschung und Indologie begründen helfen, die dann später von Arthur Schopenhauer und Karl Eugen Neumann weitergeführt wurde.

Die Inkarnationen oder Reinkarnationen nennt Humboldt „Irdischwerdungen“ oder „Niedersteigungen“; sie haben sich im heutigen Deutsch nicht eingebürgert. Dagegen weist der Sprachforscher Humboldt auf den Zusammenhang des Manas mit dem lateinischen ‚mens‘ (= Geist) hin; ‚manas‘ ist das, was das Ich bildet. Die nächst höhere Form des Ich ist ‚buddhi‘, was Humboldt mit ‚Vernunft‘ deutet; und die höchste, mit der eigentlichen göttlichen Natur verwandte Form heißt ‚atman‘, woher, wie er richtig erkennt, unser ‚Atem‘ kommt.

Die Beschäftigung mit dem wedischen Epos Maha Bhárata ist aber nicht seine einzige Beziehung zur Sprache. Er hat sich auch mit den Überresten der keltischen Sprache befaßt. Goethe hielt von den sprachlichen Kenntnissen Humboldts so viel, daß er ihm sein Epos „Hermann und Dorothea“ zur Durchsicht anvertraute, und er erinnerte sich noch nach dreißig Jahren daran, was dieser daran getadelt hatte. So sagte er zu Eckermann: „Tadelte doch Humboldt an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe!“

Doch all die sprachforschende und literarische Tätigkeit füllte das Leben Wilhelms von Humboldt nicht aus. Er war dazu noch preußischer Staatsminister und Gesandter Preußens am Wiener Kongreß. Auch war er der treibende Geist zur Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810, mitten in der französischen Besatzung.

Doch um noch einmal auf die indischen Studien Humboldts zurückzukommen: In dem oben erwähnten Werk „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ schreibt er: „Hätte Schiller das Aufleben der indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten (= abstraktesten) Philosophie kennengelernt haben, als die griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigener Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.“

Auf das Allgemeine übergehend, schreibt Humboldt an dieser Stelle: „Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements

über die Entwicklung des Menschengeschlechts auch nicht *einmal* der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen, ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Worte liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Übergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Tätigkeit reizen, allein dieser Tätigkeit nirgends Grenzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch Größeres überboten werden kann.“ Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreis als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen.

*Eugen Teucher*

## **Der Banker(t)**

Das altgermanische Wort „Bank“ hat sich auf seiner langen Wanderung von Norden nach Süden und von dort und teilweise über den Westen zu uns zurück als wahrer Wechselbalg erwiesen. Im Altisländischen scheint es ursprünglich einfach „Erhöhung, Hügel, Flußufer“ bedeutet zu haben — wie heute noch im Englischen, aus dem wohl die „Sandbank“ zu uns gekommen ist und die oft in Zeitungen anzutreffende Bezeichnung „Westbank“ oder „Ostbank“ für die Ufer des Jordans in Palästina. Eine Erhöhung ist auch die auf Stützen über dem Boden erhöhte Planke, die Bank, auf der man in Reihen sitzt. Die Redensart „durch die Bank“ bezieht sich auf die Gleichstellung derer, die da sitzen. Die „lange Bank“, auf die man Akten und unliebsame Angelegenheiten schiebt, meint hingegen die Ablagetruhen oder -gestelle der alten Gerichte. Banken oder Bänke waren dann auch die Ladentische der fliegenden oder seßhaften Händler; unsere Metzger haben heute noch die Fleischbank. Aus Sitzen wurden damit Tische. In Italien (und anderswo) wurde von solchen Bänken aus den Kriegsknechten der Sold ausgeteilt, und in Florenz schichteten darauf, auf den Bänken, die Geldwechsler ihre Münzen aus aller Welt auf. Bald wurden die Bankhäuser selbst, die Geldinstitute, Banken genannt, und von der Stadt am Arno trat „der/die Bank“ in dieser neuen Bedeutung den Siegeszug wie nach Deutschland, so auch nach Spanien, Frankreich usw. an. Das grammatische Geschlecht blieb schwankend — germanisches Erbe?, wir haben ja noch in der Mundart den männlichen Bank, der den Schülern Schwierigkeiten macht; denn im Hoch-